

THEOLOGISCHE REVUE

117. Jahrgang

- August 2021 -

Laurs, Stefan: Gott in säkularer Zeit. Die Sinnfrage als Gottesfrage in Auseinandersetzung mit Charles Taylor und Walter Kasper. – Freiburg i. Br.: Herder 2020. 419 S., kt € 42,00 ISBN: 978-3-451-38727-2

Die hier anzuzeigende Schrift geht auf eine Diss. zurück, die im Sommersemester 2019 von der Theol. Fak. der Phil.-Theol. Hochschule Vallendar unter Federführung von Prof. P. Dr. George Augustin SAC angenommen wurde. Ihr Vf., Stefan Laurs, setzt sich in seiner Untersuchung das ehrgeizige Ziel, die Kritik an der Säkularisierung mit einer „Thematisierung der Sinnfrage“ (9) zu verknüpfen. Durch die Rekonstruktion der Ursachen des modernen Sinnverlusts sollen dabei jene reflexiven Voraussetzungen freigelegt werden, die „einen universalen Sinn begründen“ (24f) können. Etwas überraschend geht es dem Vf. dabei nicht um den pluralistischen Sinn solcher Voraussetzungen in der Moderne, sondern er widmet sich im Folgenden monothematisch nur jenem Sinn, der um die Gottesfrage kreist; sie stellt, so der Vf., „das grundlegende Anliegen“ seiner Qualifikationsarbeit dar, indem sie danach fragt, wie „der christliche Gottesglaube aus theologischer Perspektive wissenschaftlich durchdrungen und für den heutigen Menschen aufgeschlossen werden“ könne (25). In dieser Zusammenführung von Genealogie und Geltung wird das hermeneutisch arbeitsteilige Interpretationsmuster des Vf.s bereits erkennbar: Charles Taylor steht mit seiner Genealogie der modernen westlichen Welt für eine philosophische Säkularisierungskritik *state of the art*; und auf die theologische Autorität Walter Kaspers kommt der Vf. im Blick auf den christlich imprägnierten ‚Sinn des Sinns‘ zu sprechen.

Vor dem Hintergrund dieser analytischen Aufgabenteilung von Philosophie und Theologie entfaltet der Vf. seine weiteren Argumentationsschritte: Er beginnt dabei mit Taylors zentraler Überlegung, warum sich Religion unter Bedingungen der Moderne von einer quasi ‚unhintergehbaren‘ Weltanschauung zu einer spirituell kontingenten Option verflüssigt hat. Allerdings geht der Vf. im Weiteren methodisch äußerst kleinteilig vor: Im Grunde genommen erzählt er Taylors Geschichte des säkularen Zeitalters noch einmal langatmig nach, ohne erkennbar eigene Darstellungsakzente zu setzen; alle relevanten Dynamisierungseffekte werden hier erneut repetiert – von den Subtraktionstheorien (42–44) über den REFORM-Prozess (59–63) bis hin zu dem „Nova-Effekt“ der Optionenpluralisierung (104–133). Was aber die *genealogische* Rekonstruktion der transformativen Tiefenprozesse der Moderne für die *geltungstheoretische* Frage nach dem objektiven Gottessinn leisten kann und soll, bleibt unklar. Der Verfasser reiht zwar bestimmte Schlagwörter aus der konservativen Kulturkritik Taylors wie „Authentizität“ (169–173), Fragilität“ (173–177) und dem modernen „Unbehagen“ (178–195) aneinander, doch

wird ihr argumentativer Stellenwert – jenseits der umfänglichen Wiederholungen – in Bezug auf die systematische Ausgangsfrage nicht deutlich. Taylor jedenfalls ist dezidiert *nicht* der Ansicht, dass eine Ausdruckstheorie starker Wertungen von sich aus auf die apriorische Gültigkeit eines theistischen Sinns verweist. Wäre dem so, so wäre zugleich auch jede Narration nur restaurativ. Das hat nichts damit zu tun, dass Taylor deshalb nicht auch den „anthropologischen Reduktionismus“ (207) kritisieren könnte; doch ist das eben noch kein Plädoyer für die Religion als Generalantwort auf die Malaisen der Moderne – sondern nur ein Argument für die Eröffnung von Resonanzräumen zwischen Religion und Vernunft, in denen jede:r seine:ihre eigene Erfüllung, seine:ihre eigene Stimme finden kann.

Das zweite Kap. nimmt eine Zwischenstellung ein auf dem argumentativen Weg des Vf. von Taylor zu Walter Kasper. Sie thematisiert die „Religiosität vor dem Hintergrund der menschlichen Natur“ (211–250). Dabei geht der Vf. von einer „natürlichen Religiosität des Menschen“ aus (212 f), wohlwissend um die Problematik einer solchen Einschätzung, die er stellvertretend an den Positionen des evangelischen Theologen Ingolf Dalferth durchspielt (218). Aber auch hier hat man den Eindruck, dass der Vf. zu schnell über die Einwände hinweggeht: Denn sofort ist er wieder bei Taylors Begriff der „Fülle“, der ihn dahingehend beruhigt, dass diese Fülle wohl „*allen* Menschen gemein sei“. Und von dieser hohen Warte aus ist dann das Phänomen der Areligiosität zwar nicht gleich nichts, aber anthropologisch-metaphysisch besehen auch nicht sonderlich mehr „als eine Art *Vorstufe zur Religion*“ (227). Letztendlich ist das aber ein Zirkelschluss, wenn man die Frage nach dem Atheismus von vornherein als quasi religiöses Befähigungsargument deutet. Deshalb ist die Schlussfolgerung des Vf. auch nicht zwingend, im Kontext der transzendenten Veranlagung des Menschen von einer „religiösen Begabung“ (249) zu sprechen. Denn man hätte schon ganz gern gewusst, wie sich diese von anderen existenziellen Begabungen unterscheidet, die es doch auch gibt. Warum soll ausgerechnet die Gottesbegabung einen spirituellen Vorzug gegenüber den anderen Optionen erhalten? Wenn man keine apriorische Anthropologie der Gottbezogenheit im Hintergrund hat, sind diese Fragen philosophisch äußerst schwierig zu klären.

Im dritten Kap. steht die Gotteslehre von Walter Kasper im Mittelpunkt der Überlegungen des Vf.s (253–390). Hier gelingen dem Vf. hermeneutisch subtile Erörterungen, die sicherlich für die Rezeption des Werkes von Walter Kasper von Bedeutung sein werden. Mit Kasper formuliert der Vf. jedenfalls den Zielpunkt seiner Arbeit: „Der Sinn des Seins ist demnach als *Liebe* zu bestimmen.“ (389) Theologisch verantwortbar wird dabei die Rede vom Sinn des Seins nur in Bezug auf die Theodizee-Frage, wie der Vf. mit Verweis auf Kasper ausführt. Denn er steht für ein theologisches Menschenbild, das Gott von seinen „leidenden Geschöpfen nicht fern“ hält: „Er ist kein apathischer, sondern ein sympathischer Gott, d. h. ein Gott, der mitleidet, der vom Mitleid geprägt ist“ – wie der Vf. am Schluss Kasper zustimmend zitiert.

Abschließend ist festzuhalten, dass diese Qualifikationsarbeit des Vf.s sicherlich durch Fleiß und Akribie besticht; allerdings ist das analytische Problembewusstsein nicht stark ausgebildet, wofür die langatmigen Zusammenfassungen und der ausufernde Fußnotenapparat (es finden sich, wenn man alles zusammenzählt, an die 2500 Anmerkungen) beredte Beispiele geben. Darüber hinaus vermisst man gerade von philosophischer Seite die profunde Auseinandersetzung mit den einschlägigen Diskussionen über die erkenntnistheoretischen

Probleme bei der Funktionalisierung der Religion als Sinnressource, wie sie vor Jahren in den Debatten besonders zwischen Spaemann, Lübke und Koslowski zum Tragen gekommen sind. Denn eines unterschlägt die Studie: Jede Sinnfrage hat zunächst bei der Bedingung der Möglichkeit von Sinn überhaupt (v. a., wenn dieser universal sein soll), anzusetzen.

Über den Autor:

Michael Kühnlein, Dr., Institut für Philosophie an der Goethe-Universität Frankfurt am Main
(michael.kuehnlein@gmx.net)